

Happy Birthday Eiserner Steg!

Die Gewinnerbeiträge des VHS-Schreibwettbewerbes 2019



VHS-Schreibwettbewerb 2019

Happy Birthday Eiserner Steg!

Mit rund 40 Einsendungen machte sich die VHS-Jury des Schreibwettbewerbs an die Arbeit der Auswahl. So vielfältig wie erhofft, waren die Texte und Gedichte. Vier wurden mit VHS-Kursgut-scheinen im Wert von insgesamt 275 Euro prämiert. Sechs weitere Einreichungen schafften einen Platz auf die Shortlist.

Es gab in diesem Jahr nur eine einzige Vorgabe: Erzählen Sie vom prominenten Frankfurter Ge-burtstagskind, das im September 150 Jahre alt wird! Die Erzählmöglichkeiten sind vielfältig: Eine historische Betrachtung über den Bau der Brücke. Eine autobiografische Episode. Eine Geschichte von Glück und Leid der Liebesschlösser am Geländer. Ein Mord geschieht bei Nacht, eine Verab- redung wird verpasst, ein Maler malt ein Bild, ein Ring wird ins Wasser geworfen ... Viel kann geschehen von Hippdebach nach Drippdebach. Oder lassen Sie sich von Homers Zitat aus der Odyssee inspirieren: „Auf weinfarbenem Meer segelnd zu anderssprachigen Menschen.“

Die Jury bestehend aus Sonja Rudorf, Friederike Giley, Pete Smith und Miriam Claudi von der VHS, gratuliert den diesjährigen Preisträgerinnen und dem Preisträger.

Die Gewinnerbeiträge

1. Elisabeth Lindau

Irreversible Strukturveränderungen Seite 3

2. Eva Seifried

Am Ende der Brücke Seite 6

3. Gloria Frink

Das Geheimnis Seite 9

3. Matthias Wolf

Ex-Schneewittchen und Schnabeltasse oder die zweite Attacke Seite 11

Shortlist

Neben den vier prämierten Texten gelangten sechs weitere Einreichungen in die engere Auswahl der Jury. Hier die Autorinnen und Autoren in alphabetischer Reihenfolge. Herzlichen Glückwunsch!

- Hans Baier „Il Ponte di Ferro“
- Claudia Conrad „Das erste Mal“
- Annette Duisberg „Freundinnen“
- Sigrid Gross „Clara, Königin der Pianisten“
- Ines Limberg-Nolte „Begegnung am Nachmittag“
- Gabriele Trimborn „Zwischen zwei Flüssen“

1. Elisabeth Lindau

Irreversible Strukturveränderungen

Man könnte sich einen Film vorstellen. Der Beginn erscheint etwas konventionell, dafür aber auch solide: mit einem Zoom ist man auf der sicheren Seite.

Wir kennen den Blick aus großer Entfernung auf die Erde, unseren blauen Planeten. Aus einer bestimmten Perspektive kann man links Nord- und Südamerika sehen und rechts Afrika und Europa, getrennt durch den weiten Atlantischen Ozean.

¹Caracas liegt etwa 8000 km und ca. 13 Flugstunden von Frankfurt am Main entfernt. Dazwischen liegt der Atlantik, den Kolumbus mit einem Segelschiff durchfahren hat. Seitdem haben ihn viele Menschen überquert, zu Wasser und in den letzten hundert Jahren auch durch die Luft.

Ob das riesige Meer die Farbe von Wein hat, liegt im Auge des Betrachters. Und natürlich hängt es auch von dem Wein ab, an den man denkt. Oder den man getrunken hat.

Im Film wäre die Distanz des endlosen Blau schnell zu überwinden. Wir könnten ganz unkompliziert nach Europa fliegen und uns mit Hilfe des Zooms einer zentral liegenden Großstadt nähern.

Frankfurt hat nicht einmal halb so viele Einwohner wie Caracas. Die kürzeste Entfernung zum Atlantik beträgt etwa 400 km. Im November ist das Meer grau, und es gibt keinen Wein, der diese Farbe hat.

Frankfurt ist der Sitz der Europäischen Zentralbank, neben der sich der Main wie ein bleiernes Band durch die Stadt windet.

Europäische Hauptstadt des Geldes. Die Euro-Geldscheine sind auf einer Seite jeweils mit der Abbildung einer Brücke bedruckt. Diese Brücken symbolisieren die Verbundenheit zwischen den Menschen Europas und auch zwischen Europa und der übrigen Welt.

Die Kamera hat nun den Eisernen Steg erreicht. Der Himmel ist wolkenverhangen; diesig schwebt die Luft über dem Main. An dem zum Römerberg hin gelegenen Brückenaufgang steht ein junger Mann an einen Laternenpfahl gelehnt und schaut in sein Handy. Sein Gesicht wird von dem Licht des Displays angeleuchtet und schimmert fahl und blass.

Peter ist mit Luna verabredet. Sie hat ihm gerade geschrieben, dass sie gleich da sein wird.

Er rekapituliert einige spanische Wörter, die er in seinem Handy notiert hat. Peter spricht kein Spanisch, aber seit ein paar Tagen erscheint ihm die Sprache ganz wunderbar und geheimnisvoll.

Ojo – das Auge

Boca – der Mund

Ojos negros – schwarze Augen

Luna – der Mond

Sol – die Sonne.

Etwas hat Peter nachgesehen, aber nicht notiert. Das wird er heute ganz bestimmt nicht brauchen, und Luna wird es sicher auch nicht sagen. Er weiß gar nicht, warum er das überhaupt in die Tastatur getippt hat; es war eine absurde spontane Eingebung. Aber die Worte auf dem Bildschirm zu lesen und dabei innerlich Lunas Stimme zu hören, war prickelnd gewesen und wärmend. Es kommt ihm so vor, als hätte er eine ganze Weile nicht mehr geatmet.

Te quiero – ich liebe dich.

„Pedro! Wie geht dir?“ Die Stimme von Luna erklingt ganz unvermittelt nah an seinem Ohr. Peter zuckt zusammen. Er fühlt sich fast ein wenig ertappt und steckt schnell das Handy ein.

Am vorigen Dienstag hat er Luna kennengelernt. Fast hätte er sie vor dem Uni-Campus mit dem Fahrrad umgefahren. Gerade noch rechtzeitig ist er abgesprungen, aber er konnte den Schwung nicht mehr vollständig abbremsen und prallte gegen Luna. Ihre Tasche fiel zu Boden.

Es war der Zusammenstoß zweier Sterne.

In der Astronomie versteht man unter einer Sternkollision eine Begegnung zweier Sterne in einem so geringen Abstand, dass sie beide irreversible Strukturveränderungen erfahren.

Luna stand wie erstarrt, die Augen weit geöffnet und den Blick konzentriert auf Peter gerichtet. Sie schien etwas sagen zu wollen, aber aus ihrem Mund kam kein Ton. „Entschuldigung“, sagte Peter, „das war keine Absicht.“

Er schaute Luna ins Gesicht, auf den weichen Mund und die ersten Augen. Er betrachtete ihre Augen, schwarze, glänzende Augen, wie er sie noch nie gesehen hatte, von einem Dunkel, das nicht bedrohlich wirkte, sondern warm und verlockend.

¹ Eingerückt und kursiv gesetzte Passagen entsprechen den in einem Film aus dem „Off“ gesprochenen Texten.

Schwarz wie ein starker und belebender Kaffee, wie die Brombeeren, die die ganze Wärme eines langen sonnigen Sommers gespeichert haben, wie das Glück, das dem Schornsteinfeger als Ruß anhaftet.

Schwarz wie die Mondnacht, in der die Seele fliegen lernt, wie die Wahrheit, die auf Weiß geschrieben steht, und wie das bodenlose Geheimnis, das zu ergründen man ein Leben lang nicht lassen kann.

Er schaute Luna in ihre dunklen schimmernden Augen – und stürzte unversehens hinein.

Während Peter sich noch im freien Fall befand, gewann Luna ihre Fassung wieder. Sie brach in ein kleines Lachen aus, das tief aus ihrem Bauch heraufrollte, und sagte endlich etwas: „Alles gut“. Und als sie so lachte und strahlte und endlich Worte gefunden hatte, die keiner Grammatik bedürfen und keine deutschen Zisch- und Krachlaute enthalten, als sie Peter jetzt nicht mehr streng, sondern endlich gelöst und froh anschaute, da bemerkte er, dass die Sonne selbst in kleinen goldenen Funken aus ihren dunklen Augen leuchtete.

So war ihre erste Begegnung verlaufen. Sie haben sich getroffen, im wahrsten Sinne des Wortes. Und Peter hat gefragt, ob sie sich wieder treffen können – was er sonst nie tut. Er würde ihr gerne die Stadt zeigen.

Seit Dienstag dachte er jeden Tag an sie, dachte an Sonne, Mond und Sterne und an schwarze Augen mit glimmenden Fünkchen. Kosmische Gefühle haben bei Peter irreversible Strukturveränderungen ausgelöst.

Nun stehen die beiden auf der Fußgängerbrücke, die in dem Jahr vor der Geburt des Großvaters von Peters Großvater gebaut wurde, und betrachten die Stadtlandschaft aus verschachtelten gigantischen Bauklötzchen, die vereinzelt bereits erleuchtet sind. Ein Panorama, das für den Ur-Ur-Großvater unvorstellbar gewesen wäre.

Auch der Eiserner Steg hat massive Strukturveränderungen erlebt. In den letzten Tagen des zweiten Weltkrieges wurde er zerstört und schon im Jahre 1946 wieder aufgebaut.

1993 wurde er grundlegend saniert. Viele Frankfurter können sich noch gut daran erinnern, dass der Eiserner Steg ein Jahr lang einfach weg war.

Heute besteht die Brücke nicht mehr aus Eisen, sondern aus Stahl. Die Bezeichnung als „Stählerner Steg“ wäre jedoch weder schön noch eingängig.

Luna hat auch so schon ihre Probleme mit dem Namen.

„Was ist Eiserner Steg“, fragt Luna, und Peter schaut sie ratlos an, da sie doch beide auf eben jener Brücke stehen und vor und hinter sich nichts haben als – den Eisernen Steg. „Ich meine: die Wörter“, ergänzt Luna. „Ach so“, sagt Peter, „ja, Eisen, das ist

ein Metall, so wie beim Hufeisen, bei den Pferden an den Füßen. Oder wie bei der Eisenbahn. – Ferro“, fügt er etwas unsicher hinzu, indem er sich an seinen Chemie-Unterricht erinnert.

Luna versteht. „Eisen“, wiederholt sie nachdenklich. „Geht nicht kaputt“. „Genau“, sagt Peter, „aus Eisen ist zum Beispiel auch der Eiffelturm.“ „Ja“, sagt Luna, „Paris“, und schaut versunken auf das Wasser, das in Richtung Atlantik fließt, genau wie die Seine. Wer weiß, vielleicht geht in Paris gerade die Sonne unter und gibt dem Wasser unter den Seine-Brücken die Färbung eines leichten Roséweines. Oder die goldene Tönung von Rum aus Venezuela.

Sie schlendern weiter, gehen nah beieinander, doch ohne sich zu berühren. Ganz selbstverständlich hat sich der Rhythmus ihrer Schritte aufeinander eingestimmt.

Bedächtig verschwindet das Licht und mit ihm die Farben. Kühl und feucht steigt die Luft vom Main herauf, der nun starr aussieht und dunkel wie Eisen. Zwei Kinder kommen ihnen entgegen, mit Lampions, die noch nicht angezündet sind, und krähen „Laterne, Laterne“.

Im Film können wir die beiden noch für eine kleine Weile begleiten. Die Kamera folgt ihnen auf eine merkwürdig distanzierte, vielleicht auch diskrete Weise. Mal umkreist sie sie etwas unruhig aus mittlerer Entfernung, mal beobachtet sie sie von einem Standpunkt aus, den es so gar nicht gibt – schwebend über dem Main.

Wir können nicht verstehen, was Peter und Luna besprechen, während sie zu dem Zitat aus Homers Odyssee hinaufschauen, das über dem Eisernen Steg angebracht ist.

„Segelnd auf weindunklem Meer hin zu Menschen anderer Sprache“

Beide haben ihre ganz eigenen Gedanken dazu, wie es ist, für viele Jahre von dem Land getrennt zu sein, in dem man geboren wurde und aufgewachsen ist; getrennt von den Menschen, die einen kannten, als man ein Kind war. Wie es ist, unter Menschen anderer Sprache zu leben. Und welche Farbe das Meer hat, das ihre Kontinente voneinander trennt.

Wir können nicht hören, über was sie reden, als sie die Liebeschlösser betrachten, die in dicken Trauben am Brückengeländer hängen, neues Metall an altem. Vielleicht sehen sie ein herzförmiges Schloss mit den Namen Pedro und Luna, vielleicht aber auch Schlösser, auf denen nur einer ihrer Namen jeweils mit einem anderen, ganz fremden verbunden ist.

Möglich auch, dass sie nur wenig sprechen und ihre tieferen Gedanken einstweilen für sich behalten.

Denn über die Liebe kann man nur ganz abstrakt oder ganz konkret sprechen – und für das eine ist es eindeutig schon zu spät, für das andere aber noch zu früh.

Es ist nun Zeit, Pedro und Luna zu verlassen. Zeit auch für sie beide, ein Café zu suchen, in dem sie sich aufwärmen können. Die Nacht hat ihr kaltes Gespinst über die Stadt gelegt.

Wir sehen, wie die Lichter auf dem Eisernen Steg langsam verlöschen – vielleicht, um uns den Abschied zu erleichtern. Kaum sind die beiden im Schummer auszumachen. Gerade bevor die Kamera endgültig abdreht, ist auf der Brücke noch ein kleines regelmäßiges Blinken zu erkennen. Es ist nur ein unwichtiger Anruf auf Peters Handy, aber man könnte meinen, einen Herzschlag in dem nun endgültig dunkel verschwimmenden Bild zu sehen.

Bloß keine Liebesgeschichte, sagte der Regisseur, als ich ihm mein Projekt vorstellte. Er kennt sich wohl nicht aus mit irreversiblen Strukturveränderungen.

Begründung der Jury

Für ihren Einstieg wählt die Autorin eine ungewöhnliche Perspektive: Unter uns das weite Meer zwischen Südamerika und Europa. Aus dieser Höhe wird alles ganz klein, auch enorme Distanzen wie jene zwischen Venezuela und Deutschland, zwischen Caracas und Frankfurt am Main, sind wie im Flug zu überwinden.

Der Satellitenblick ist ein origineller, ein mutiger und der gelungene Einstieg in eine Geschichte, in der es genau darum geht: große Distanzen und Grenzen zu überwinden. Im Verlauf ihrer Geschichte hält die Autorin diese Kameraperspektive konsequent bei, wodurch sie ihre beiden Protagonisten wechselweise heranzoomen und diskret sich selbst überlassen kann. Dies schafft einmal Nähe und darauf wieder Distanz, so wie es für ein erstes Kennenlernen zweier junger Menschen aus verschiedenen Kulturen passend erscheint. Mit diesem Wechselspiel korrespondiert auch der Ton, aus der Entfernung nüchtern und aus der Nähe sehr poetisch daherkommt.

Der Jury ist es leicht gefallen, diese mutige, berührende und klug durchkomponierte Erzählung mit dem 1. Preis zu honorieren.

Herzlichen Glückwunsch!

2. Eva Seifried

Am Ende der Brücke

Er kannte den Jungen. Wieder ein viel zu junger Notdienstverpflichteter. Mit der knappen Handbewegung des erfahrenen TENO-Mannes bedeutete er ihm einzusteigen. Sie mussten sich beeilen, die Amerikaner hatten am 22. März bei Oppenheim den Rhein überschritten. Das war vor zwei Tagen. Schlosser ließ den Motor an und sie fuhren mit dem holpernden Pritschenwagen durch die zerstörte Stadt bis zum Depot in Ginnheim. Alles lag durcheinander, hochexplosives Zeug. Viertausend Kilo Sprengmunition saß zur Hälfte im Wasser des vollgelaufenen Erdbunkers. Die Kisten triefen beim Herausheben. Sie waren schwer und Schlosser fluchte. Sein Knie schmerzte. Dann luden sie auf, was noch brauchbar schien und auf der Ladefläche Platz fand. Es dämmerte bereits. Der Junge brachte keinen Ton heraus. Während sie zur Brücke fuhren, saß er blass im Fahrerhaus und schaute beharrlich auf seine zerschrammten Hände.

»Du musst jetzt so um die zwölf, dreizehn sein«, begann Schlosser, »und ich weiß sogar noch deinen Namen. Anton, richtig?«

Der Junge nickte kaum merklich. Schlosser konzentrierte sich auf die behelfsmäßig freigeräumte Fahrspur über den Mainkai. Die gesamte Häuserzeile war heruntergebrochen, dahinter lagen fast alle Straßenzüge in Trümmern. Der schwer beschädigte Westturm des ausgebrannten Doms stand wie ein einsamer Wächter über der verlorenen Altstadt. Im letzten Abendlicht hob sich die vertraute Eisenkonstruktion der Fußgängerbrücke vom schwach glühenden Himmel ab. Nicht mehr lange, dachte Schlosser. Die sieben oder acht Pioniere des Sprengkommandos erwarteten sie ungeduldig. Gemeinsam luden sie ab, schleppten die Munitionskisten zu den vorbereiteten Stellen quer zur Bahn, legten Zündschnüre und weiteres Sprengmaterial in Reihe daneben.

»Kalt heute«, sagte der Leutnant und wandte sich an Schlosser und den Jungen. »Ihr beide bleibt hier und haltet Wache am Sachsenhäuser Ufer. Am nördlichen Mainufer stehen zwei vom Volkssturm. Wir können auf der Brücke keinen Mann entbehren. Ist das klar?«

Schlosser nickte. Pause. Auch gut. Er schaute in das Dunkel. Kein Funke, nichts. Frontstadt Frankfurt, wie lange noch? Wie viele von der etwas über einer halben Million Einwohner waren noch in der Stadt? Die Hälfte? Vermutlich weniger. Er wusste, dass es seit dem ersten Großangriff der Alliierten am 4. Oktober 43 bis zu diesem Frühjahr 45 weit mehr als fünftausend Tote gegeben hatte. Nicht wenige davon hatte er selbst aus dem brennenden Schutt geborgen. Über siebzig weitere Luftangriffe seither. Aber im Moment blieb es ruhig. Schlosser fingerte eine Zigarette aus dem Etui und bot dem Jungen, der ihm nicht von der Seite gewichen war, eine weitere an. Anton schüttelte den Kopf.

»Deine Mutter, wie ... «? Schlosser zögerte zu fragen. Er erinnerte sich genau an den Tag, als sie nach diesem ersten verheerenden Angriff auf die Stadt unter den Verschütteten gewesen war.

Schlosser fror. Dem Jungen klapperten die Zähne. »Bleib mal hier«, befahl er ihm, und suchte sich mit der abgedunkelten Dynamotaschenlampe einen Weg bis zu den Munitionskisten. Daneben lagen noch die Filzdecken. Die Pioniere arbeiteten mit sparsamen, nach oben abgeschirmten Lichtquellen an den Sprengladungen. Schlosser vernahm ihre gedämpften Rufe. Zwei Decken brachte er den in der Kälte zitternden Volkssturm-Männern am anderen Ufer, die sich das muffige Tuch dankbar umhängten. Ein paar Worte, eine halbe Zigarette. Er schirmte die Glut mit der hohlen Hand ab. Und er roch die Angst.

»Lasst keinen durch, bald ist es soweit«, sagte Schlosser. Er war sich seiner Autorität bewusst. Jeder kannte die Technische Nothilfe, der Schlosser mit seinem ruinierten Knie als bedingt Arbeitstauglicher freiwillig angehörte. Das hatte ihn davor bewahrt, in die SA oder SS gesteckt zu werden. In den zwanziger Jahren noch als Streikbrecher verschrien, retteten die TENO-Männer mittlerweile die Menschen der Stadt. Seit den ersten Luftangriffen war Schlosser unentwegt im Einsatz gewesen. Sie hatten mit ihren technischen Mitteln, dem schweren Gerät und manchmal

mit nichts weiter als ihren bloßen Händen viele Seelen aus den Trümmern geholt, aber auch genauso viele verloren. Inzwischen war das Bergen der Toten zu seiner Hauptaufgabe geworden und er fühlte sich so ausgebrannt wie die Altstadt hinter ihm.

»Anton, nimm!« Schlosser reichte dem Jungen gleich drei Decken hinüber. Er selbst behielt eine für sich und schlug sie um die Schultern. Anton schaute zum ersten Mal auf. Schlosser sah im kurzen Flackern des Feuers beim Anzünden der Zigarette zwei senkrechte Falten auf seiner Stirn. »Du machst dir Sorgen, was?« Der Junge nickte. Schlosser bot ihm von seinem kleinen Proviant einen Kanten Brot und einen Zipfel Hartwurst an. Sie kauten langsam.

»Mutter ist jetzt da drüben.« Anton deutete mit der Hand auf Sachsenhausen. »Nicht weit weg, am Ende der Schulstraße.« Er zeigte in die Richtung. »Wir sind bei Verwandten untergekommen.« Seine Stimme klang rau, als hätte er lange nicht mehr gesprochen. Und dann schwieg er wieder. »Ich erinnere mich auch an Sie«, sagte er plötzlich zu Schlosser gewandt. »Sie haben Mutter aus dem eingestürzten Luftschuttkeller herausgezogen, ich weiß noch alles, ganz genau. Deshalb kann ich nachts auch nicht mehr schlafen.«

»Geht vielen so«, meinte Schlosser. Er schätzte die Zeit auf zwei bis drei Stunden nach Mitternacht. Bis auf einen Wachhabenden auf der Brückenmitte hatten sich die Pioniere zusammengerollt und schliefen. Schlosser wusste, dass er die Zerstörung der Brücke nicht verhindern konnte. Er konnte gar nichts tun. Nur versuchen am Leben zu bleiben. Sein Knie schmerzte, er setzte sich auf die erste Stufe des Brückenaufgangs. Der Junge tat es ihm gleich. Keine Passanten um diese Stunde.

»Sie spricht nicht mehr, überhaupt nichts.« Anton ließ den Kopf hängen. Schlosser fielen fast die Augen zu. Die Frau hatte eingeklemmt unter dem Eichenbalken gelegen. Das Feuer fraß sich von allen Seiten auf sie zu. Sie arbeiteten fieberhaft, am Ende sogar mit einem Löffel, der gerade noch in den Spalt unter dem Balken, der die gesamte Last des brennenden Dachstuhls trug, hineinpasste. Einen Fuß hatten sie damit auch freibekommen. Der andere steckte fest. Es wurde für die Helfer zu gefährlich, die Frau schrie. Der Junge hielt trotz der Enge die ganze Zeit über ihre Hand. Schlosser hatte dem Arzt ein Zeichen gegeben. Der setzte eine Spritze und amputierte in Windeiseile. Sie rissen die Frau aus dem Loch ... raus, raus, alles raus! Schlosser folgte als Letzter, dann stürzte das gesamte Haus mit lohenden Flammen über ihnen zusammen. Der Junge vergoss keine Träne. Schlosser hatte sich umgedreht und angefangen, am Nachbarhaus zu graben. Dort hatte die TENO-Suchmannschaft weitere, schwache Klopfzeichen gehört. In jener Nacht verlor er seine Frau. Die Tochter lebte inzwischen bei den Großeltern in Seligenstadt. Er sah sie selten.

»Sie weigert sich, in den Luftschuttkeller zu gehen.« Schlosser war eine Sekunde lang eingeschlafen. Er rieb sich die Augen und rückte den zerschlissenen Mantel zurecht.

»Und was machst du dann?«

»Ich bleibe auch oben. Aber meistens habe ich Dienst, wie heute.«

»Dort ist sie also alleine«, stellte Schlosser fest. Anton blieb stumm. Die Erschöpfung setzte ihnen zu. Sie waren hungrig, übermüdet und schmutzig von Kopf bis Fuß. Schlosser kratzte seinen Sechs-Tage-Bart.

»Morgen oder übermorgen sind die Amerikaner da«, sagte er.

»Der Führer kann uns nicht retten?« Antons zweifelnde Frage brachte ihn fast zum Lachen. Schlosser wusste, dass seit einem Tag der strikte Evakuierungsbefehl Richtung Wetterau und Vogelsberg galt. Auf einmal durften Männer, Frauen und Kinder dem Feind nicht in die Hände fallen. Zuvor hatte es geheißt: Alle standhalten, Pflichterfüllung bis in den Tod. Feiglinge werden erschossen! Am Ende sind es die Brücken, dachte er.

Die erste Sprengung um vier Uhr morgens misslang, es hatte Probleme mit der Zündung gegeben. Einer der Pioniere, der auf der Brücke nach der Ursache der Störung suchte, ging mit der Sprengladung in die Luft, fünf weitere fielen ins Wasser.

Nach der Entwarnung blieb Schlosser mit dem Jungen einen Moment länger in Deckung. »Ihr müsst ein weißes Tuch raushängen, aber bloß nicht zu früh, kapiert? Verschwinde, na wird's bald.« Er stieß Anton in die Schulstraße hinein. Der Leutnant schaute ihm wortlos ins Gesicht, als er allein zurückkehrte.

Erst die dritte Detonation um sechs Uhr in der Frühe des 25. März war erfolgreich. Im zarten Morgenlicht des strahlend schönen Sonntags brach der Eiserner Steg, das stolze Wahrzeichen der Stadt, an zwei Stellen auseinander. Das nördliche Teilstück lag im Main, das mittlere ragte halb in die Luft empor, halb ins Wasser hinab. Vierhundertelf Tonnen Eisenkonstruktion zerstört, der Feind siegreich aufgehalten! Im Laufe des Tages folgten die Sprengungen von Obermainbrücke, Adolf-Hitler-Brücke, die Schlosser im Stillen immer noch Untermainbrücke nannte, Deutschherrenbrücke, Niederräder Eisenbahnbrücke und Main-Neckar-Brücke. Bereits um 7 Uhr morgens begann der Fliegeralarm. Über die Wilhelmsbrücke, die noch tags darauf, um 11 Uhr vormittags, gesprengt werden sollte, aber ihrer Zerstörung widerstand, rollte bereits nachmittags der erste amerikanische Panzer. Für einen zweiten Sprengversuch war einfach keine Zeit mehr gewesen.

Oberbürgermeister Walter Kolb hatte soeben seine Rede anlässlich der notdürftigen Wiederherstellung und Wiedereröffnung des Eisernen Steges gehalten. Er lief an diesem 2. November 46 als Erster über Frankfurts berühmte Fußgängerbrücke, vom nördlichen Mainufer bis nach Sachsenhausen. Happy Birthday, Brücke, dachte Schlosser. Wie geläufig ihm das Englisch geworden war. Er spähte über die versammelten Köpfe hinweg. Da waren sie. Anton winkte. Sie trug Hosen, ungewöhnlich, aber es stand ihr gut. Die hölzerne Hilfsprothese war nicht zu sehen. Nur der Stock fiel auf.

Begründung der Jury

Dieser literarisch fein und präzise gearbeitete Text besticht u.a. durch eine knappe, schnörkellose Sprache, der es gerade dadurch gelingt, eine Atmosphäre zu vermitteln, die gekennzeichnet ist von Anspannung, Kälte und dem Gefühl der Endzeitlichkeit. Erzählt wird hier aus den letzten Kriegstagen von 1945, aus der Perspektive eines technischen Notdienst Helfers, kurz vor der Sprengung des Eisernen Stegs.

Die klug kalkulierte sprachliche Sparsamkeit vereint sich spannungsreich mit einer fein beobachteten Nuancierung des Menschlichen. Psychologisch stimmige Charaktere erscheinen uns sowohl durch deren behutsame, von Mitgefühl und Erschöpfung gekennzeichnete Kommunikation, als auch durch bewusst platzierte Auslassungen in den Dialogen, besonders authentisch und glaubwürdig.

Es ist der Autorin gelungen, auf kurzer Strecke eine dramatisch dichte Geschichte zu verfassen und dabei gekonnt und unaufdringlich geschichtliche Fakten einzuweben, ohne die erzählerische Ebene zu verlassen. Und das ist etwas, das nur einer Autorin gelingen kann, die über ein bemerkenswertes, literarisches Gespür verfügt.

Herzlichen Glückwunsch!

3. Gloria Frink

Das Geheimnis

Sie wissen es natürlich alle: Der Eiserner Steg wurde von Frankfurter Bürgern in Auftrag gegeben und bezahlt, um dann, nach Tilgung der Baukosten, der Stadt Frankfurt übereignet zu werden.

Aber ganz so einfach, wie es sich anhört, war es nun nicht.

In der kleinen Gruppe von Männern, die sich zusammen gefunden hatte, um das Brückenprojekt vorzubereiten, war man sich zunächst nur in einem einig, nämlich darin, **dass** und **wo** eine Brücke gebaut werden müsse. Uneinigkeit herrschte dagegen bei der Frage, **was** für eine Brücke. Erste Überlegungen, eine befahrbare Brücke zu bauen, waren schnell vom Tisch. Zu aufwändig und vor allem auch zu schwierig in der Wegeführung. Die Auffahrt hätte direkt am Römer entlang verlaufen müssen, störend für den dort tagenden Magistrat und den täglichen Markt. (Eine aus heutiger Sicht überaus weise Entscheidung.)

Blieb die Materialfrage: Stein oder Eisen. Die Befürworter einer Eisenkonstruktion hatten keinen leichten Stand gegen die, die eine Steinbrücke wollten. Sie mussten technischen Fortschritt gegen Repräsentation, Modernität gegen Althergebrachtes, potentielle Veränderbarkeit gegen Rostfraß verteidigen. Sie überzeugten schließlich mit dem in Frankfurt immer ziehenden Argument der Wirtschaftlichkeit, sprich mit den geringeren Kosten. Schließlich konnte man nicht wissen, wieviel Geld man überhaupt würde einsammeln können.

Man gründete also 1867 eine „Actiengesellschaft zur Errichtung einer **eisernen** Brücke am Fahrthor“.

Die Finanzierung des Projekts erwies sich überraschend als sehr viel einfacher als gedacht. Bald hatte man deutlich schneller und auch sehr, sehr viel mehr Anteile verkauft als Kosten für die Brücke veranschlagt worden waren.

Aber wohin mit dem Geld? Bereichern wollte man sich ja nicht und die Maut würde den Einsatz wohl ebenso schnell wieder einspielen. Was war zu tun?

Bei einem Treffen in kleiner Runde rief einer der Teilnehmer: „Jetzt haben wir so viel Geld eingenommen, da hätten wir schließlich doch eine steinerne, ja sogar eine marmorne Brücke bauen können.“

„Ja“, scherzte ein anderer, „sogar eine aus Gold!“

Da wurden plötzlich alle ganz still. Jeder hatte sie jetzt plastisch vor Augen: Eine goldene Brücke! Eine einzigartige Brücke! Ein glänzendes Wahrzeichen der Stadt, von allen beneidet!

„Ein blendender Einfall“, sagte der Vorsitzende laut in die Runde, in der alle wie hypnotisiert nickten, in der es aber – wie in jeder Versammlung – einen gab, der immer ein Haar in der Suppe findet. .

„Ja, blendend! Genau das ist das Problem. Was werden wohl die Mainschiffer davon halten? Wird es so etwas wie den Loreleyeffekt geben??“

Seit es das Lied gab, war man sensibilisiert. Das könnte gefährlich werden!

Zustimmendes Gemurmel der Versammelten, die nun alle wieder aus ihrer Goldtrance aufgewacht waren.

„Und“, fuhr ein anderer fort, „ich möchte darauf aufmerksam machen, dass eine goldene Brücke rund um die Uhr bewacht werden muss. Wer soll das bezahlen??“

Und auch in ganz anderer Hinsicht, schien die Idee der Vergoldung riskant:

Man könnte die Handelsstadt Frankfurt für protzig, die Stadt der Bankhäuser für gierig und – noch viel schlimmer – gar für unseriös halten. Es könnte sein, dass die Brücke von Anfang an schlecht beleumundet, ja vielleicht sogar gemieden werden würde. Denn der Frankfurter an sich liebt nicht den sichtbaren Prunk, sondern still arbeitendes Kapital.

Trotz dieser gravierenden Einwände hatte sich die mögliche Vergoldung in den tieferen Hirnschichten festgesetzt. Gerade, **weil** man sich sonst immer so bescheiden gab.

Verzweifelt suchte man nach Argumenten, daran festzuhalten zu können. Am meisten fand der leicht absurde Gedanke Anklang, dass eine Vergoldung die Werthaltigkeit der Brücke enorm steigern würde, was wiederum bei einer vielleicht irgendwann erforderlichen Reparatur eine stille Reserve ergebe, die man durch partielles Abkratzen der Auflage aktivieren könne.

Einfach jedes noch so entlegene Argument für die Vergoldung wurde akzeptiert.

Nur eines war allen klar: Das Gold durfte nicht leuchten!

Man beschloss in einer streng geheim gehaltenen Sitzung, in einer gemeinsamen nächtlichen Aktion wertsteigerndes Blattgold in die geplante graugrüne Anstrichfarbe zu mischen, um so den anstößigen Anblick zu vermeiden, gleichwohl aber in die Zukunft der Brücke zu investieren. Vor allem aber galt es, das Bewusstsein von deren innerem Glanz zu sichern. So wie es der selbstgewählten Haltung Frankfurts immer entsprach und entsprechen würde: Für die Welt bescheiden und klein, für die Wissenden großartig, mächtig und glänzend.

Die Dokumente, die dies belegen, gingen leider verloren, nicht zuletzt wegen der übertriebenen Geheimhaltung aller Beteiligten. So starb einer nach dem anderen und der letzte, der noch wusste, wer wieviel Gold eingerührt hatte, erkrankte an Alzheimer ohne das Geheimnis, wie ursprünglich verabredet, der Stadtverwaltung offenbart zu haben. Das heißt, alle je fälligen Reparaturen wurden nicht vom Brückengold, sondern vom Steuerzahler selbst bezahlt.

Weder der 2. Weltkrieg, noch die zweimalige Änderung der Durchfahrthöhe konnten der Legierung etwas anhaben, weil man immer die vorhandenen Eisenteile wiederverwendete. Erst bei der Grundsanie rung 1993 kam es zu erheblichen Verlusten, da große Teile des Anstrichs und mit ihm das Gold abgeschliffen wurden.

Leider habe ich erst jetzt durch einen Zufall von all dem erfahren. Die Quelle muss natürlich geheim bleiben.

Aber für alle, die mir nicht glauben wollen: Wenn die Sonne abends von Westen her in einem ganz bestimmten Winkel auf den Eisernen Steg scheint, dann blitzen an der einen oder anderen Stelle für einen ganz kurzen Moment kleinste Partikel golden auf.

Ich habe es selbst gesehen.

Begründung der Jury

Auf die Idee kommt es an - ganz besonders bei der Schriftstellerei – denn schöne Worte allein machen noch keine lesenswerte Geschichte!

Ganz in diesem Sinne hat Gloria Frink uns eine federleichte hübsche kleine Episode verfasst, die zuerst ganz sachlich und historisch daherkommt, sich dann aber wandelt und den Boden der altbekannten Tatsachen über unseren eisernen Jubilar am Main verlässt. Oder sollte man besser sagen „entschlüpft“?

Denn die Wendung ins Fabulieren vollzieht die Autorin so geschickt, als manövriere sie ein kleines Ruderboot an einem blauen Schönwettertag. Und schon hat sie uns gepackt mit ihrem Geheimnis um die goldene Brücke. Nebenbei flicht sie so manche kleine Spitze über Frankfurts Geschichte und Charakter in den Text. Und so schillert das feine Gebilde im Zeitenglanz der 150 Jahre von damals bis heute.

Mit diesem so charmanten wie kurzen Text hatte Gloria Frink leichtes Spiel mit der Jury.

Herzlichen Glückwunsch!

3. Matthias Wolf

Ex-Schneewittchen und Schnabeltasse oder Die zweite Attacke

Hochverehrtes Publikum!

Die Liebesgeschichte, welche ich Ihnen jetzt darstellen werde, ist unverrückbar wahr, so wahr, wie die Fixsterne am Himmel befestigt sind, und so voller wunderlicher Geschehnisse, daß mancher glauben mag, sie sei in einer milden, klaren Sommernacht unter funkelndem Sternenhimmel nach dem Genuße etlicher Gläser frischen Weines beim Gesange der Zikaden, umleuchtet von lautlos huschenden Glühwürmchen, ersonnen.

Nichts davon! „Was ist Wahrheit?“ fragte Pilatus schon sich und die Juden. Die Frage ist bis heute ungeklärt. Wir wollen gleichwohl das Beackern solch steiniger Felder stärkeren Geistern überlassen.

Genug der Vorrede! Bühne frei, wir beginnen!

Als Bühnenbild dient uns eine Frankfurter U-Bahnstation. Einziges Requisit: ein Fahrkartenautomat. Jawohl, einer dieser grün-bläulichen Blechkästen, deren Farbe, für die ich keinen Begriff weiß, so gar nichts Romantisches hat.

Hermann-Joseph – bitte ihn immer mit beiden Vornamen ansprechen und im Schriftverkehr korrekt auf das schicke „ph“ am Josephsende achten, bitte sehr – Hermann-Joseph also steht eines grauen, kühlen Spätherbsttages in der U-Bahnstation am Fahrkartenautomaten. Vor ihm ist eine Dame, deren rückwärtige Ansicht durchaus das Interesse Hermann-Josephs (bitte auch hier in der gebeugten Form des zweiten Falles das „ph“ nicht vergessen!) erweckt. Er langweilt sich daher auch nicht, als die Dame etwas umständlich und mühsam offensichtlich ihr letztes Kleingeld zusammenklaubt und in den Schlitz wirft. Es reicht nicht, sie muß den Vorgang abrechnen. Nach einigem Rattern und Klappern findet sie ihre Münzen im Ausgabefach wieder.

Was dies mit einer Liebesgeschichte zu tun habe, fragen Sie? Sehr viel, Sie werden es gleich sehen.

Nun versucht die Dame ihr Billett mit einem Geldschein zu bezahlen. Der Automat gibt ihr die Banknote dreimal zurück und behält den begehrten Fahrschein weiterhin für sich. Da schlägt Hermann-Josephs Stunde! Er hatte sich in der Zwischenzeit weiter vorgewagt und hat jetzt einen Blick auf das Profil der Dame erhascht. Donnerwetter, was für ein Profil! Das ihres Gesichts selbstredend, Hermann-Joseph ist ein feiner Herr. Da jene Konturen aber gehalten haben, was die rückwärtige Ansicht versprochen hatte, reitet er, der eigentlich sehr schüchtern ist – hierauf komme ich gleich noch zu sprechen –, eine Attacke, die ihm nicht allzu schwer fällt, da er als feiner Herr äußerst höflich und zuvorkommend ist: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, gnädige Frau, Schnabeltasse mein Name, Hermann-Joseph Schnabeltasse. Ja, ich weiß, mein Name ist etwas ungewöhnlich. Ich sehe Sie in Verlegenheit. Dürfte ich Ihnen vielleicht mit etwas Kleingeld aushelfen?“ Die Dame wendet sich ihm zu. Oh, diese Augen! Zwei übergroße Mandeln mit dunklen Pupillen richten sich auf ihn. Er fühlt sich getroffen, entflammt, versengt.

Liebes Publikum, Sie werden festgestellt habe, daß die Jugend unserer beiden Darsteller schon etwas fortgeschritten ist, sonst hätte man sich elektronischer Zahlungsmittel bedient. Verzeihen Sie die Unterbrechung, aber das gehört zum Thema.

Ihre ausdrucksvollen Augen voller Strahlkraft sitzen in einem hübschen, sehr bleichen Angesicht, welches unverkennbar einige Lebensspuren birgt. Die schwarzen Haare, nun ja, es ist nicht mehr die Naturfarbe, vervollständigen das Bild eines Schneewittchens, das schon eine erwachsene Tochter haben könnte, aber seinen Reiz über die Jahre bewahrt hat. „Das ist sehr aufmerksam von Ihnen, haben Sie herzlichen Dank!“ Hermann-Joseph scharwenzelt um die Dame herum. Verzückt wie er ist, entgeht ihm, daß die etwas piepsige Stimme Ex-Schneewittchens so gar nicht zu ihrem ausdrucksstarken Blick passen mag. Sie nimmt zwei Münzen von ihm entgegen, löst ihren Fahrschein und lächelt ihn dankbar an. Hermann-Joseph blickt sich um. Es ist niemand hinter ihnen. „Sind Sie fremd hier?“ fragt er sie, um den Faden nicht abreißen zu lassen. „Ja, ich will nach Sachsenhausen, ins Museum für Angewandte Kunst.“ „Ach, da haben wir ja den gleichen Weg!“ Hermann-Joseph schämt sich etwas und ist gleichzeitig stolz, daß er so unbefangenen Lügen kann. Sie treten ab und fahren mit der U-Bahn.

Szenenwechsel!

Unsere beiden Darsteller überqueren den Römerberg Richtung Eiserner Steg. Er gibt den Cicerone und referiert mit feuerroten Ohren Daten und Fakten. Wie gerne hätte er ihr etwas Persönliches gesagt.

Die Schüchternheit Hermann-Josephs ist Ihnen jetzt hinreichend bekannt, vielleicht haben Sie sich auch schon gedacht, er sei Junggeselle. Dieses Wissen reicht indessen nicht. Zum Verständnis der nun folgenden zweiten, der großen Attacke, sollte man darüber unterrichtet sein, daß Hermann-Joseph – wir nennen ihn immer noch korrekt bei seinen beiden Vornamen und gestatten uns keine Vertraulichkeit, wir unterschlagen auch das schicke „ph“ nicht –, daß Hermann-Joseph also vor einigen Monaten seinen ganzen Mut zusammengenommen und einen Psychotherapeuten aufgesucht hat, um seiner Schüchternheit ein Ende zu bereiten. Brüten Sie nicht zu Hause vor sich hin, gehen Sie raus und nehmen Sie die Dinge in die Hand, war der Rat des Fachmanns.

Erneuter Szenenwechsel!

Auf grobem Kopfsteinpflaster nähern sie sich dem Eisernen Steg. Ex-Schneewittchen hat etwas Mühe wegen ihrer Absätze. Hermann-Joseph bietet ihr galant den Arm. Er überlegt, ob sie nicht den Fahrstuhl nehmen sollten. Dann wäre er mit ihr allein auf engen Raum. Er könnte sie küssen. Aber wenn sie schrie? Auf jeden Fall könnte er versuchen, ihre Hand zu nehmen. Am Mainufer angekommen, passiert ein Malheur. Sie bleibt mit dem linken Absatz in der Straßenbahnschiene hängen und strauchelt. Er, wacker wie der Roland vor einem norddeutschen Rathaus, hält stand, und sie kommt wieder ins Gleichgewicht. Nachdem dieses Abenteuer bestanden ist, stehen sie vor dem Eisernen Steg. Sie will die Treppe nehmen, er, voller Hinterlist, weist auf eine Horde Jugendlicher, die gerade die Stufen rechts und links herunterströmen: „Man wird Sie umrennen, Gnädigste!“ Also warten sie am Glaskasten des Aufzugs, der gerade nach oben losgefahren ist; sie lächelnd, er innerlich vor Ungeduld kochend, auf dessen gemächliche Wiederkehr. Trotz der Kälte ist seine Stirn schweißnaß. „Ich mach's, ich probier's“, ermutigt er sich selbst. Endlich ist der Fahrstuhl wieder unten. Sie steigen ein. Die Tür will sich gerade schließen, als sich drei Radfahrer nähern. Sie bremsen scharf und einer steckt im letzten Moment noch seinen Vorderreifen in die Schiebetür. „Nehmen Sie uns noch mit“, sagt er gutgelaunt, es ist mehr Befehl als Frage. Die drei Sportsleute, mit Sturzhelm und angetan mit bunter All-

wetterkleidung, quetschen sich, natürlich mitsamt ihren edlen Gefährten, in die Kabine. Hermann-Joseph steht jetzt zwar recht eng bei ihr, aber so hatte er sich das nicht vorgestellt. Eine Fahrradkette streift sein Hosenbein. Er stöhnt. Sie blickt ihn lächelnd an und gibt ihm mit den Augen ein Zeichen: Nicht so schlimm! Sie riecht gut. Er kennt sich nicht aus, weiß nicht, ob das ein Parfum oder sonstwas ist. Aber der Duft gefällt ihm. Ihre Nähe gefällt ihm.

Oben angekommen bahnen sie sich zunächst ihren Weg durch einen Pulk von Touristen mit rotgefrorenen Nasen, die ausgiebig mit ihren Stöckchen hantieren, um Photos von sich selbst zu machen. Zweimal wird er gebeten, wildfremde Leute abzulichten. Er tut es nur ihr zuliebe. Er ist aufgeregt, verliebt, ihm geht es schlecht und euphorisch ist er auch noch. Dem Osteuropäer, der immer hier mit seiner Ziehharmonika sitzt, immer das gleiche Stück – und dieses auch stets falsch – spielt, wirft er heute Geld in den Hut. Sonst hastet er regelmäßig vorbei und schaut auf die andere Seite, wenn der Straßenmusiker seine schadhafte Zähne bleckt und freundlich grüßt.

Sie sind schon ein gutes Stück über den Eisernen Steg gegangen, das Museum für Angewandte Kunst scheint ihnen geradezu entgegenzukommen und Hermann-Josephs Herz schrumpft und pulst schnell wie ein Mäuseherz. Ob er jetzt vorgeben soll, das Museum sei auch sein Ziel? Angewandte Kunst, was ist das eigentlich? Der Weg schmilzt, die Zeit vergeht und Hermann-Joseph ist verzweifelt. Längst hat er seine Erläuterungen als Fremdenführer aufgegeben. Sie gehen stumm nebeneinander her. Noch nicht einmal sein großes AB hat er ausgespielt. Er kann die altgriechische Inschrift auf dem Pfeiler auch ohne Hilfe selbst lesen und übersetzen! Indes, in seiner Bangigkeit übersieht er sie und starrt nur vor sich hin.

Wertes Publikum! Entschuldigen Sie die erneute Unterbrechung, aber ich dringe in Sie, eilen Sie nicht zur Garderobe, sich Ihren Mantel zu holen. Jetzt kommt der entscheidende Wendepunkt! Wohin sich das Stück neigt, kann ich Ihnen freilich nicht verraten. Sehen Sie selbst!

Da kommt Hermann-Joseph der Rat des Psychologen in den Sinn. Also geht er, Hermann-Joseph Schnabeltasse, der lodernd in den Flammen der Liebe steht, die ihn wie ein Kugelblitz entzündet hat, ohne langes Nachdenken wie ein Mann aufs Ganze, und es fällt ihm auf einmal unerwartet leicht. Er reitet die zweite, die große Attacke: „Ich bin mir der Tatsache bewußt, daß meine Frage Sie etwas überraschen muß, aber – wollen Sie mich heiraten?“ Ex-Schneewittchen, wir wissen ihren richtigen Namen ja leider immer noch nicht, erstarrt im ersten Moment. Dann wird sie rot; Hermann-Joseph dagegen, dem jetzt erst klar wird, was er getan hat, wird blaß. Er fürchtet einen Zornesausbruch mit aus ihren Augen geschleuderten Phosphorpfeilen. Da beginnt sie zu lächeln, ja, sie lächelt verschämt, wie ein Schulmädchen, wie sie damals, vor vielen Jahren, lächelte, als Hans-Peter hinter der Turnhalle den Arm um sie gelegt und sie gefragt hatte, ob sie mit ihm gehen wollte. Sie atmet tief durch und antwortet Hermann-Joseph: „Vielleicht sollten wir mit einer Tasse Kaffee anfangen?“

Begründung der Jury

Eine gelingende Liebesgeschichte in zehntausend Zeichen zu schreiben, verlangt Können und erfordert Mut. Von beidem ist in der Geschichte von Matthias Alexander Wolff reichlich vorhanden.

Herrlich erfrischend und schwungvoll erzählt Wolff von einer ungewöhnlichen Begegnung zwischen dem schrecklich schüchternen Hermann-Joseph und einer schneewittchenhaften Schönheit, die ausgerechnet an einem Frankfurter Fahrkartenautomaten ihren Anfang nimmt. Dabei funkelt gleich der erste Satz in der für diese Geschichte so typischen Mischung aus Poesie und Ironie. Gerade die Erzählhaltung, die uns das Geschehen wie ein kleines Theaterstück in drei Szenen erzählt, verleiht der Geschichte ihren Zauber. Das Paradox, von einer entflammten Liebe im allerhumorvollsten Ton zu erzählen, beherrscht Wolff, ohne die Protagonisten bloßzustellen. Ja, er bringt sie der geeigneten Leserschaft nicht zuletzt wegen jenes virtuos eingesetzten Stilmittels der Ironie nahe.

Wer hat sich nicht schon einmal in aberwitzige Phantasien verstiegen, während er seinem Gegenüber ein gleichgültiges Antlitz präsentierte? Psychologisch fein ist eben jener uns allen bekannte Vorgang von Wolff in einer originellen Geschichte gezeichnet, die auch mit dem überraschenden Ende nicht den Humor und die Leichtigkeit verliert, die sie auszeichnet.

Herzlichen Glückwunsch!

Volkshochschule Frankfurt am Main

Sonnemannstraße 13
60314 Frankfurt am Main

Telefon 069 212-71501

Fax 069 212-71500

E-Mail vhs@frankfurt.de

Internet vhs.frankfurt.de

